

VON DER ANDEREN SEITE

oder: Wie finden die Lachse eigentlich nach Hause?

Die Medizinische Fakultät der Georg-August-Universität ist bekannt für ihre Erfolge in der schulmedizinischen Forschung und Behandlung. Aber auch in Göttingen beschäftigt man sich mit der Anwendung und Erforschung von alternativen Methoden, unter anderem der Homöopathie.

„Zwischen 30 und 70% der Patienten in entwickelten Ländern bedienen sich ergänzender, alternativer oder unkonventioneller Medizin, obwohl es noch immer keine hochqualitative wissenschaftliche Forschung zu diesen Praktiken gibt“, so schreibt die hochangesehene amerikanische Medizinzeitschrift Lancet noch 1997. Und obgleich insbesondere die Homöopathie mittlerweile von etwa zwei Prozent der Ärzte in Deutschland angewandt wird, steht sie in Ausbildung und Forschung an den Hochschulen eher im

Hintergrund. Grund dafür ist die breite Diskussion, die um die Anwendung solcher Methoden geführt wird. Glaubt die eine Seite, in der Homöopathie eine wirkungsvolle Ergänzung zur klassischen Schulmedizin zur Verfügung stehen zu haben, lehnt die andere Seite solche alternativen Verfahren als spekulativ oder sogar gefährlich ab.

Vier Prinzipien der Homöopathie

Stein des Anstoßes ist in dieser Diskussion immer wieder die Frage nach den Prinzipien der Homöopathie. Die von Samuel Hahnemann um 1800 entwickelte Methode geht von einigen zunächst verblüffenden Grundregeln aus. Allen voran die Ähnlichkeitsregel, nach der eine Krankheit mit genau den Mitteln behandelt wird, die bei Gesunden ebensolche Symptome wie die Krankheit selbst auslösen, oder, in den Worten Hahnemanns: Similia similibus curentur („Ähnliches möge durch Ähnliches geheilt werden.“).

Damit verbunden ist die Arzneimittelprüfung am Gesunden, bei der potentiell homöopathische Arzneien auf ihre Auswirkungen auf kerngesunde Menschen geprüft werden, um sie nach dem Simileprinzip bei Krankheiten mit ebensolchen Symptomen anzuwenden. Die dritte Regel dürfte auch heute keinen Arzt oder Patienten verschrecken: Die homöopathische Behandlung verlangt eine sehr aufwendige und zeitintensive Anamnese. Dabei wird der Patient nicht nur auf seine akuten Beschwerden hin befragt, sondern umfassend auf alle Eigenheiten, so daß ein umfangreiches individuelles Krankheitsbild erstellt werden kann. Gemessen an der Medizin der Zeit stellte Hahnemann damit eine ausgesprochen moderne Methode vor, da er weitaus systematischer als die meisten seiner Zeitgenossen vorging. Die Ergebnisse der Arzneimittelprüfung versuchte er möglichst umfangreich zu katalogisieren und

Seite 19

Anzeige EAM

155/3spaltig

wandte sie gemäß der Ähnlichkeitsregel unter klaren methodischen Vorgaben an.

Umstritten ist bis heute vor allem ein viertes Prinzip der Behandlungsweise: Homöopathische Arzneimittel sind potenziert, das heißt sie werden so weit verdünnt, daß darin Rückstände ihrer eigentlichen Wirkstoffe kaum oder gar nicht nachweisbar sind. Bei sogenannten Hochpotenzen läßt sich errechnen, daß nach naturwissenschaftlichen Gesetzen kein einziges Molekül der eigentlichen Arzneisubstanz mehr in der Lösung vorhanden sein dürfte. Diese Erkenntnis hat dazu geführt, daß einige Vertreter auch der homöopathischen Medizin nur Tiefpotenzen benutzen, in denen noch molekulare Reste des Wirkstoffes vorhanden sind. Anwender von Hochpotenzen hingegen argumentieren unter anderem damit, daß die Substanzen nicht nur verdünnt, sondern auch verschüttelt werden und auch vielleicht auf diese Weise im weitesten Sinne „Informationen“ der geringer potenzierten Mittel auf die hochpotenzierten übertragen werden. Selbst Hahnemann war sich der Unbegreiflichkeit des Phänomens, daß winzige Mengen einer Arznei zu positiven Therapieergebnissen führen sollen, bewußt: „Ich fordere gar keinen Glauben dafür, und verlange nicht, daß dieß Jemanden begreiflich sey. Auch ich begreife es nicht ... Bloß die Erfahrung sagt's, welcher ich mehr glaube, als meiner Einsicht.“

Gerade die naturwissenschaftlich orientierte Schulmedizin steht solchen Phänomenen mit größter Skepsis gegenüber. Obwohl selbst im Lancet mittlerweile eine Metastudie nachweisen konnte, daß sich homöopathische Präparate gegenüber Placeboprodukten erstaunlich häufig

durch eine höhere Erfolgsquote auszeichnen (Lancet 1997; 350; 834-43), konnte bislang in keinem einzigen Versuch ein eindeutiger Nachweis über die Wirksamkeit eines einzelnen Wirkstoffes für eine spezifische Krankheit, geschweige denn eine Erklärung für die Wirkungsweise solcher Arzneien erbracht werden.

Der Frage nach der grundsätzlichen Wirksamkeit von Hochpotenzen geht zur Zeit der Göttinger Neuroanatom Prof. Dietrich L. Meyer nach. Ausgangspunkt des für einen Forscher aus dem Bereich Neuroanatomie eigentlich unvermuteten Interesses an der Homöopathie ist für ihn das bislang ungeklärte Verhalten von Lachsen vor der Laichzeit gewesen. Die Fische, die Meyer schwerpunktmäßig erforscht, finden scheinbar intuitiv über tausende von Kilometern hinweg stromaufwärts ihre Laichorte auf den Meter genau wieder, ohne über wirkliche Orientierungsvorgaben zu verfügen. Wie sie sich auf dem Weg dorthin so sicher zurechtfinden ist bis heute weitgehend rätselhaft. Es gibt Vermutungen, daß sie den Rückweg nach „Hause“ regelrecht erschnuppeln, doch dann müßten ihre Geruchsorgane so ausgebildet sein, daß sie in der Lage wären, kleinste – eben homöopathisch potenzierte – Überbleibsel ihres Heimatgewässers bereits weit von der Küste entfernt im offenen Ozean auszumachen. Diese Analogie bewog Meyer, dem ebenso unerklärlichen Phänomen der homöopathischen Potenzierung auf den Grund zu gehen.

Da Wirkstoffrückstände in den hochverdünnten Präparaten mit technischen Meßinstrumenten nicht nachweisbar sind, bedient sich Meyer dabei des Umwegs über sogenannte Bioindikatoren.

Durch Verhaltensbeobachtungen will er in einer Pilotstudie Reaktionen von elektrischen Fischen und Kaninchen auf die Aufnahme von hochpotenzierten homöopathischen Arzneien messen. Afrikanische Mormyriden (Elefantenrüsselfische) besitzen im Schwanz ein Organ, das schwache elektrische Impulse zur Kommunikation mit Artgenossen und zur Orientierung in der Umwelt aussendet, ein System, das der Ultraschallnavigation von Fledermäusen ähnelt. Stellen solche Fische über ihre Rezeptoren potentiell feindliche Veränderungen in ihrer Umgebung fest, erhöhen sie zur besseren Erfassung fremder Objekte die Frequenz dieser Impulse.

Diese Orientierungsleistung stellt eines der sensibelsten und präzisesten bisher bekannten natürlichen Meßereignisse dar und wird aus ebendem Grunde bereits in Wasserwerken zur Biokontrolle von Schadstoffen im Trinkwasser genutzt. Meyer macht sich die hohe Genauigkeit des zudem verhältnismäßig einfach meßbaren Orientierungssystems für wissenschaftliche Zwecke zunutze: Über Elektroden wird das Verhalten dieser Fische – und das ihrer südamerikanischen Artgenossen, der Gymnotiden – nach der Zugabe von winzigen und ungefährlichen Mengen giftiger Substanzen in das Aquarium computergesteuert beobachtet. Diese Online-Beurteilung der elektrischen Felder innerhalb des Wassers ermöglicht einen hohen Grad an wissenschaftlicher Exaktheit. Nachdem die Reaktion der Fische aufgezeichnet wurde, wird der Versuch mit anderen Fischen wiederholt und zusätzlich homöopathische Mittel, die als hilfreich gegen Metallvergiftungen gelten, zugegeben. Falls sich hier Abweichungen der „Vergiftungstoleranz“ ergeben, wäre zumindest der Einfluß von homöopathischen Präparaten auf den Organismus erwiesen. Der große Vorteil der computergesteuerten Meßverfahren liegt auf der Hand: Statt bei der Auswertung auf häufig subjektiv vermittelte Aussagen von individuellen Patienten samt der Möglichkeit von Placebo-Effekten angewiesen zu sein, liegt hier ein quantitatives Meßverfahren vor, das sich beliebig wiederholen läßt und somit wissenschaftlichen methodischen Ansprüchen genügt.

Parallel zu den Versuchen an elektrischen Fischen untersucht Meyer das Verhalten von Kaninchen. Dabei soll, kurzgefaßt, die Wirkung homöopathischer Mittel auf Schwindelsymptome bei diesen Tieren gemessen werden. Beim okulären Nystagmus, einer von Schwindel begleiteten Augenbewegung, entstehen außerhalb des Auges elektrische Felder, die, wie schon bei der Untersuchung der Fische, ebenfalls vom Computer unmittelbar aufgezeichnet werden können.



Kann elektrische Impulse abgeben: Afrikanischer Rüsselfisch

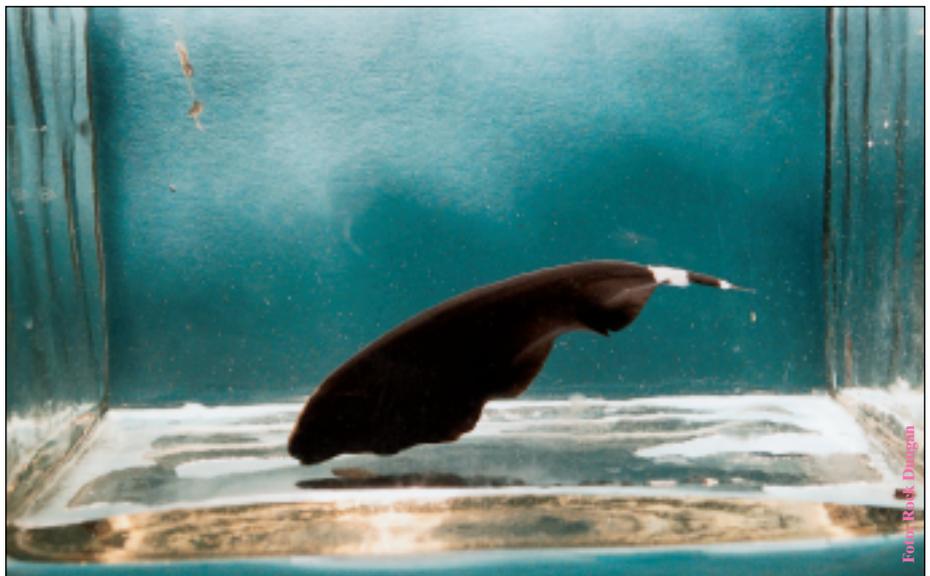
Das Meßverfahren erfolgt dabei mit Hilfe von EEG-Elektroden, wie sie etwa bei der Diagnose von Epilepsieerkrankungen angewendet werden, und ist somit übrigens für die Tiere mit keinerlei Schmerzen verbunden.

Bei einem „Erfolg“ der Versuche, die in einer von der Essener Karl und Veronika Carstens-Stiftung finanzierten Pilotstudie für einen Zeitraum von etwa sechs Monaten erprobt werden sollen und erst danach in größerem Umfang erfolgen, dürfte die Fachwelt sich von der Vorstellung verabschieden müssen, daß medizinische Produkte prinzipiell nur über molekular repräsentierte Substanzen wirken können. Statt dessen müßte dann über andere Formen der homöopathischen „Information“ in Arzneien nachgedacht werden. Nach Meyer könnten hier, bei aller Vorsicht gegenüber Spekulationen, möglicherweise Kristallisierungsvorgänge im flüssigen Wasser eine Rolle spielen. Es sei allerdings Sache der Physikochemiker, auf diesem Gebiet Erklärungsmodelle zu liefern. In jedem Fall könnten positive Resultate weiteren Zündstoff für die Diskussion gerade um den Einsatz von hochpotenzierten homöopathischen Arzneimitteln liefern. Ob die Ergebnisse allerdings auch über die Orientierung von Lachsen Aufschluß geben, wird sich erst in Zukunft ergeben können. Die Forschung wäre dann jedenfalls um ein Erklärungsmodell reicher.

Studentische Aktivitäten

Auf einer ganz anderen Ebene beschäftigt sich eine weitere universitäre Institution mit alternativmedizinischen Methoden: Der studentische „Arbeitskreis Homöopathie der Fachschaft Medizin“ organisiert regelmäßig Vorträge, Seminare und Tagungen zu Verfahren, die neben der klassischen Schulmedizin einen Teil der ärztlichen Praxis ausmachen. Die seit 1989 an der Universität Göttingen bestehende Gruppe bietet dabei nicht nur Einführungskurse zur Homöopathie für Einsteiger an, sondern lädt regelmäßig Gastdozenten – zumeist praktizierende Ärzte – ein, die zu speziellen Aspekten der homöopathischen Forschung und Therapie Vorträge halten. Daneben finden etwa einmal im Semester Wochenendseminare zu Schwerpunktthemen statt, wie im Juli diesen Jahres eine Tagung zum homöopathischen „Klassiker“ Georg Heinrich Gottlieb Jahr, einem Schüler Hahnemanns. Neben Studenten erscheinen vor allem bei den Vorträgen auch Interessierte aus der klinischen Forschung, in erster Linie aber Heilpraktiker und Ärzte, die sich auf dem Gebiet weiterbilden wollen.

Entstanden ist die studentische Initiative auf einer bundesweiten Homöopathietagung vor etwa zehn Jahren. Aus dem Erfahrungsaustausch mit anderen Medizinern kam es damals zu einer Welle von Arbeitskreisgründungen an fast allen bun-



Schwarze Messerfische (Symnotiden) reagieren schon auf geringste Umweltveränderungen

desdeutschen Universitäten. Wenn die kontinuierliche Arbeit an vielen Hochschulen auch wieder zurückgegangen ist, legten die daraus hervorgegangenen Arbeitskreise damit international den Grundstein zu einer dauernden Beschäftigung mit der Homöopathie an Hochschulen. Seit dem März 1992 sind diese Bemühungen im von den Göttinger und Mainzer Arbeitskreisen initiierten „Wilseder StudentInnen-Forum für Homöopathie“ konzentriert. Damit wurde ein bundesweiter Austausch zwischen studentischen alternativmedizinischen Gruppen auch institutionell ermöglicht. Neben dem Informationsaustausch – etwa über die vierteljährlich erscheinende Zeitschrift Homöopathische Flugblätter – organisiert das Forum zweimal im Jahr ein umfangreiches Treffen in der Lüneburger Heide, auf dem auch persönlich Erfahrungen ausgetauscht, Fortbildungen veranstaltet und Konzepte erarbeitet werden.

Langfristiges Ziel solcher studentischer Initiativen ist eine kontinuierliche auch universitäre Ausbildung homöopathisch interessierter Mediziner. Bislang bestehen solche Fortbildungsmöglichkeiten nur in der Arbeit unter Anleitung bereits homöopathisch praktizierender Ärzte oder in vom Deutschen Zentralverein homöopathischer Ärzte (DZVhÄ) angebotenen Kursen.

Initiativen zur Einbindung alternativer Heilmethoden auch an den traditionell an der Schulmedizin orientierten Hochschulen gingen bislang fast ausschließlich von Studierenden aus. Nur an wenigen Universitäten, darunter München, Heidelberg und Erlangen, werden Naturheilverfahren auch von professoraler Seite erforscht oder zur Anwendung gebracht. Eine Vorreiterrolle spielt eine Initiative an der Universität Wien. Dort haben Vertreter des dort als Verein organisierter studentischen Arbeitskreises gemeinsam mit Lehrbeauftragten der Hochschu-

le, der Ärztesgesellschaft für klassische Homöopathie und der Österreichischen Gesellschaft für Homöopathische Medizin ein umfangreiches vierstufiges Ausbildungskonzept entwickelt, das neben dem „regulären“ medizinischen Studium eine sinnvoll gegliederte und institutionalisierte homöopathische Schulung vorsieht. Dabei ermöglicht die Teilnahme an dieser theoretisch und praktisch orientierten Ausbildung, das Homöopathie-Diplom der österreichischen Ärztekammer zu erlangen. Wie in Deutschland, wo Ärzte die Zusatzbezeichnung „Homöopathie“ nur nach einer Zulassung durch die jeweilige Landesärztekammer dürfen, ermöglicht dort erst ein solches Diplom den Einstieg in die homöopathische Praxis. Aber auch in Deutschland ist die Zulassung an die Teilnahme an zusätzlichen Schulungen geknüpft. Nur findet diese Form der Weiterbildung in aller Regel erst nach einer langjährigen Tätigkeit als Arzt statt und ist so nicht Teil des Studiums.

Größter Stolperstein auf dem Weg zu einer solchen von den Studierenden für die Zukunft erhofften universitären Anleitung ist die Kontroverse um Sinn und Unsinn der Anwendung homöopathischer Methoden. Nicht nur die Aktivitäten in Göttingen, sondern auch Studien wie die im Lancet und Forschungsprogramme an anderen Universitäten zeigen, daß sich die universitäre Medizin derzeit vorsichtig gegenüber ihrer „anderen Seite“ öffnet. Untersuchungen wie die Meyers werden darüber entscheiden, ob die Methode auch von naturwissenschaftlicher Seite ernstgenommen werden kann. Erst in Zukunft wird sich also herausstellen, ob neben Neuroanatomen, Zahnmedizinern und Orthopäden auch Homöopathen in Forschung und Lehre ihren festen Platz einnehmen werden – in Göttingen und anderswo.

Johannes Dorndorf